



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Geographische Sagen und Mythen. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

treiben, kann Portugal von diesem Schandfleck reinigen und wieder zu einer achtbaren, unseres Jahrhunderts würdigen Nation machen.

H. Soyaur.

## Geographische Sagen und Anthen.

### I.

Zu den interessantesten Partien der Erdkunde gehört das Kapitel von deren allmählicher Erweiterung. Noch im späten Mittelalter war der Kreis des geographischen Wissens ein ziemlich beschränkter. In der Zeit der Rhapsoden aber, aus deren Gefängen die Odyssee hervorging, war er nur ein kleiner sonniger Fleck, der wenig mehr als das ägäische Meer mit seinen Inseln und Küsten umfaßte. Denselben umschloß ein im Norden schmalerer, im Süden, Osten und Westen breiterer Ring von halbhellen Gegenden, in denen einige ganz lichte und sichere Punkte lagen, und um diesen wieder webte dichter, düsterer Nebel, in welchem allerlei Seltsames und Ungeheures mit ungewissen Umrissen und schwankender Lokalität, Zwielihtsbilder, halb gesehen und halb geträumt, Anklänge, Ahnungen, Götter, Riesen und Gespenster schwebten und flutheten.

Man wollte von einem schroffen Felseneilande im Westen wissen, wo König Aeolos, der Vater der Winde, mit seinen zwölf Kindern ein Schloß bewohnte und, wenn nicht mit Erregung oder Beschwichtigung von Stürmen beschäftigt, mit Schmausen bei rauschender Musik die Zeit verbrachte. Seemannsagen gingen von einer andern westlichen Insel, auf welcher das gottentstammte Volk der Phäaken in anmuthigen Gärten ein heiteres glanzvolles Dasein führte und zu ihnen verschlagene nach gastlicher Bewirthung auf Wunderschiffen ohne Steuer und Ruder in die Heimath zurückbrachte. Der sicilische Feuerberg gebar das unheimliche Bild der Kyklopen, riesiger, rußgeschwärzter Schmiedegesellen, von deren Hammerschlägen die Erde bebte. Aus Urwäldern über meerumbrandeten Klippen traten in das Bereich der Schiffermythe andere Graungestalten, höhlenbewohnende Ungethüme, einäugige Ziegenhirten von ungeheurem Leibesbau, tiefer, weithin schallender Stimme und greuelvoller Neigung zur Menschenfresserei. Man erzählte von Meerengen mit zusammenklappenden Felsen, durch welche kein Vogel, geschweige denn ein Fahrzeug unzerschmettert hindurchkam, von Strudeln, neben denen blutlüsterne Scheusale aus schwarzem Ufergeklüft vielköpfig und langhalsig nach den Vorüberrudernden herausfuhren,

von der verführerischen Tücke weiblicher Seedämonen, der schönen Inselsee Kirke, den mit Zaubergerängen berausenden Sirenen. Wandernde Sängere berichteten von einem Eilande eine Tagereise vom großen Egyptosstrom, auf welchem Proteus hauste, der alte Robbenhirt, der kundige Meergeris, ein Drakelfpender für den, welcher den Schlangen, unablässig sich verwandelnden, aalgleich aus eigener Gestalt in die eines Löwen, einer Schlange oder eines Wasserquells entschlüpfenden zu fassen verstand. Am Rande der Erdscheibe endlich, d. h. irgendwo in dem zweiten dunkleren Nebelring um den Kreis der ältesten Geographie, den Meisten wohl im fernen Westen, streckte sich das Dämmerland hin, wo die Seelen der Abgeschiedenen grau in grau ihr Schattenleben führten.

Im Munde der Einen lokalisirten sich gelegentlich solche Mythengebilde bis zu einem gewissen Grade, der Mehrzahl blieben sie, was sie von Anbeginn gewesen, schwimmende Vorstellungen, den Träumen gleich deutlich in den Einzelheiten, aber ohne feste Stelle im Raume. Sie sollten im Osten, Westen oder Norden sein, an welcher Stelle da, wußte Niemand.

Phönizische Kaufleute und Schiffskapitäne werden sich bereits in dieser Zeit bessere Kenntniß erworben haben. Aber was davon zu den Hellenen dieser Jahrhunderte gelangte, kam ihnen entweder schon aus dem Munde der Erzähler als Fabel zu oder verwandelte sich im Verlauf der weiteren Ueberslieferung durch Mißverständnis oder unbewusste Umdichtung in ein Phantastebild, und erst als die Periode der großen Auswanderungen begonnen hatte, deren Ergebnis die griechischen Kolonien in Kleinasien und Süditalien waren, wurde, zunächst von kretischen, phokäischen und samischen Seefahrern, sodann von zahlreichen andern der erste und bald auch der zweite jener Nebelringe durchbrochen, von denen der Kreis des hellenischen Lebens bis dahin umgeben gewesen war. Auf den Inseln, die man entdeckte, an den Festlandsgegenden, in deren Fährden man Anker warf, traf man oft Wilde, aber keine Riesen. Die Meerthore, durch die man segelte, hatten böse Böen und gefährdende Klippen an ihrer Schwelle, aber keine zuschlagenden Felsenflügel. Im Sund zwischen Sicilien und dem Absatz des italischen Stiefels lauerten unbequeme Windstöße und ein schlimmer Strudel, aber das Gebell der Stylla war nicht mehr zu hören, und auch die Charybdis war mit der Einsamkeit der Gegend verschwunden. Aus dem Ostbecken des Mittelmeeres zogen sich die selige Insel der Phäaken, die Meer- und Waldungethüme, die Nymphen und Zauberinnen der Eilandsgestade und alle Götter, Wunder und Gespenster der Seetiefe in das westliche zurück. Kühne Abenteurer, Piraten oder Kaufleute, folgten ihnen auch dahin, und wieder räumte die Welt der Phantasie dem prosaischen Wissen ein Stück Gebiet, bis sie endlich, über die fernen Balearen und Pithyusen

hinaus zurückgewiesen, zwischen den Säulen des Herakles hindurch in das Unbegrenzte und Unerforschliche des Atlantischen Oceans hinaus flüchtete. Und wie der Westen, so hellte sich auch der Osten und Süden jetzt in rascher Folge mehr und mehr auf. Auswanderer siedelten sich an der Propontis und am Pontos Euxinos an. Reisende wie Herodot besuchten das Innere von Westasien und sahen und beschreiben das Pharaonenreich im Nilthal. Die Perserkriege, der Zug der zehntausend Xenophons, die Siege Alexanders rückten die Grenzmarken der Erdkunde für den gebildeten Griechen bis an den Indus und den persischen Golf. Der Karthager Hanno endlich wagte sich mit einer Flotte in das westliche Weltmeer hinaus und brachte Nachrichten von den Küstenvölkern Afrikas bis tief in den Süden mit heim.

Der Nordosten, das Land der Skythen und Sarmaten blieb mit halb durchsichtigen Nebeln verschleiert, in die nur südliche Pelz- und Bernsteinhändler vordrangen, welche über ihre Expeditionen aus guten Gründen wenig verlauten ließen. Der Nordwesten hüllte sich in nächtliches Dunkel, bis das Weltreich, das sich im Westen neben den Trümmern des großen Ostreichs der makedonischen Halbgriechen entwickelt, sich über die Alpen ausdehnte, die Barbaren Galliens bezwang, über den Rhein und die Donau ging und selbst jenseits des Aermelkanals seine Adler aufpflanzte. Allerdings hatte der Waffensturm der Brennus-krieger, der Zug Hannibals und der Einbruch der Cimbern und Teutonen vorher schon zur Genüge gezeigt, daß hinter den Bergen auch Leute wohnten, bereits lange vor Cäsar, der durch Eroberung Galliens in der Geschichte der Erdkunde fast in demselben Maße eine neue Epoche begann wie später die Spanier durch die Entdeckung Amerikas, wahrscheinlich schon im fünften Jahrhundert, waren semitische Schiffer bis hoch in den Norden vorgedrungen, um Zinn und Bernstein zu holen, und Pytheas von Massilia, der um 350 v. Chr. ebenso weit kam, ist sicherlich nicht der einzige südliche Reisende in diesen Breiten gewesen. Allein die Berichte dieser Weitherumgekommenen klangen so fabelhaft, und die Verlockung zu lebhafterem Verkehr mit dem fernen Nordlande war bei dessen Armuth für den Bewohner des Mittelmeergeländes so gering, daß sehr vieles von dem, was gegen Mitternacht und Morgen von der Nordsee liegt, selbst in Strabos Tagen nur in unbestimmten, von den Sinen so, von den Andern anders gedeuteten Unwissen bekannt war.

Erst unter dem Kaiser Claudius wurde festgestellt, daß Britannien eine Insel sei, und daß Irland an der westlichen Seite derselben, nicht, wie man bis dahin gewöhnt, im Norden liege. Bei derselben Gelegenheit entdeckte und unterwarf man nach Tacitus die Orkaden und sah in der Ferne Thule, welches schon Pytheas besucht und als den nördlichsten Punkt seiner Meerfahrt beschrieben hatte. Auch von Süttland und Norwegen hatte man nach Plinius

einige Kunde. Aber klar zu sehen in Betreff der Lage dieser Länder und Inseln und die Verhältnisse ihrer Bewohner genau zu kennen, konnte man nicht behaupten, und so blieb hier ein Feld voll Sagen, Mythen und andere Phantasiengebilde bis in das Mittelalter hinein, wo zwar der Norden bis nach Island hinauf und ebenso ein Theil des europäischen Ostens sich der Erdkunde erschloß, der Westen, der tiefe Süden und ganz Ostasien sich wieder in Nebel hüllten, der für das letztere sich erst mit den Eroberungen der Araber und mit Marco Polos Reisen einigermaßen verzog, während die Südhälfte Afrikas und die Welt westlich von diesem Erdtheil und Europa der Geographie bis zu Ende dieser Periode gänzlich unbekannt blieben und nur in einer Anzahl von Sagen und Mythen von seltsamen Inseln, Ländern und Menschen die Phantasie beschäftigten, die wir nun größtentheils in Auszügen aus dem neulich von uns angezeigten Werke Peschel's\*) betrachten wollen.

Das Thule des Pytheas war trotzdem, daß Strabo ihn der Lüge beschuldigte, eine Wirklichkeit gewesen; wahrscheinlich hatte der massilische Nordlandsfahrer darunter die größte der Shetlandsinseln verstanden, doch kann er mit dem Namen auch ein nördlicher gelegnes Eiland, selbst Island gemeint haben. Allerdings erzählte er davon in theilweise dunkeln Ausdrücken einiges, was dem Südländer unglaublich erscheinen mußte, und anderes, was auch uns noch ein Räthsel ist. Es sollte dort im Sommer beständig Tag und im Winter unaufhörlich Nacht sein. Die Menschen sollten dort nur von Hirse, Kräutern, Früchten und Wurzeln leben. Weiter hinaus sei weder Land noch Meer noch Luft im gewöhnlichen Sinne, sondern ein aus diesen drei Elementen Gemischtes, das „einer Meerlunge (Qualle?) gleiche, in welcher Land und Meer und Alles mit einander zusammenschwebt, eine Art Land, das weder zu Fuße noch zu Schiffe zugänglich sei.“ War das schon ein schwer zu begreifendes Wunder, so wurde Thule im Mittelalter ganz zur Mythe. Es rückte aus dem jetzt bekannten Norden in den Westen und die im dreizehnten Jahrhundert verfaßte Schrift „Image du Monde,“ die es Gile nennt, erzählt von den Bewohnern einer Insel „weit draußen im Meer,“ die, wenn sie alt und lebensjatt wären, sich, weil sie daheim nicht sterben könnten, nach Gile bringen ließen, wo das Jahr nur einen Tag und eine Nacht, jedes zu sechs Monaten, habe.

Von jeder Erweiterung der Erdkunde über die europäischen Küsten des atlantischen Meeres hinaus schreckten noch im späten Mittelalter wunderliche Vorstellungen ab. Die Sonne hatte, wie man meinte, auf dem Ocean nicht die Kraft, die aufsteigenden Nebel wie auf dem Festlande niederzuschlagen.

\*) Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde, Leipzig, 1877.

Infolge dessen herrschte über den Gewässern der hohen See völlige Dunkelheit, welche die Inseln verhüllte. Anderswo stießen die kühnen Schiffer, die sich von den Küsten hinweg gewagt hatten, auf ein Meer von Baumharz, in welchem ihr Kiel nicht weiter konnte. Im Süden wölbte sich die Erde gegen den Aequator hin, wodurch sie sich der Sonnensphäre so stark näherte, daß die Strahlen derselben weit und breit alles organische Leben versengten. Und vermuthete man auch jenseits dieses Gürtels tödtlicher Gluth menschenähnliche Wesen, so erwartete man doch nicht, jemals von ihnen Nachricht zu erhalten. Schon an den Grenzen jener Zone verlor die schaffende Natur die Fähigkeit, Menschen nach dem Bilde Gottes zu erzeugen. Nur grausige oder läppische Mißgestalten kamen hier zum Vorschein. Das galt namentlich vom tropischen Afrika, welches an seinem Nordrande nichts als Mißgeschöpfe ausbrütete. „Es ist gar nicht zu verwundern,“ sagt Plinius in seiner „Naturgeschichte,“ „daß an seinen äußern Rändern abenteuerliche Menschen- und Thiergestalten erzeugt werden, wenn wir an die künstlerische Kraft der Wärme denken, welche die Formen der Körper und Bildwerke im Gusse hervorbringt.“ Das Mittelalter aber hatte vor den Kreuzzügen wenig Gelegenheit, die Ueberlieferungen des klassischen Alterthums zu prüfen, es nahm sie ehrerbietig als Wahrheiten hin und verzehrte alle geistige Kraft mit Lösung der Aufgabe, sie mit den Worten der Bibel in Einklang zu bringen. Der Glaube an Mißgeschöpfe im tiefen Süden aber befestigte sich hauptsächlich durch die Kosmographen, die auf ihren Karten diesen Ausgeburten der Phantasie ihre Stellen anwiesen und, wo es der Raum gestattete, das Wunder durch Zeichnungen darstellten, wie dies z. B. auf der catalanischen Karte und derjenigen der Kathedrale von Sereford der Fall ist. Die Hauptquellen dieser geographischen Mythen waren Kristeas von Prokonos, Sogonos aus Nicäa, Ktesias, Dnesikritos, Polystephanos und Hegestias.

Zu den drolligsten Geschöpfen dieser Mythenwelt gehörten die Monstrelli oder Skiapoden, die nur ein Bein, daran aber einen Fuß von ungeheurer Länge und Breite besaßen. In der Historie vom Herzog Ernst von Baiern heißt es von ihnen: „Es sind solche Leute von Mohrenland, die man auf lateinisch Sciopedes nennt, das heißt, daß sie nur einen Fuß haben, mit dem sie sich (wie mit einem Schirm) bedecken vor der Sonne Glanz, und laufen so rasch, daß sie niemand überholen kann, und dann, wenn sie auf das Meer kommen, so laufen sie mit trocknen Füßen so behende, wie auf dem Kieß oder harten Erdreich.“ Plinius versetzt sie unter die indischen Aethiopier, also in das „unbekannte Land“ der Alten am Aequator. Solinus weist ihnen das Gangesthal als Aufenthaltsort an, und ihm folgen die Kartenzeichner des Mittelalters. Um aber diese Räuze noch pikanter zu machen, haben ihnen die

arabischen Geographen auch noch einen Arm und ein Auge ausgerissen und überhaupt nur die eine Hälfte von ihnen übrig gelassen, mit der sie am Rande von Sümpfen herumhüpfen.

Bis zur Atlas hinauf steigt die Sage von den Pygmäen und ihren Kämpfen mit den Kranichen. Aristoteles versetzt dieses Zwergvolk an die Quellen des Nil, Pomponius Mela läßt die Pygmäen bis ans Rothe Meer vordringen und hier von ihren besiederten Feinden vernichtet werden, Plinius und Solinus lassen sie im Gebirge nördlich von Indien wohnen, Strabo endlich leugnet ihre Existenz ganz und gar und will hinter der Ueberlieferung von ihnen nur ein schwächliches äthiopisches Hirtenvolk erkennen. Die Kosmographen und Kartenzeichner des Mittelalters denken ähnlich wie Solinus. Die catalanische Karte z. B. zeigt die Pygmäen an der Westgrenze von China. Wir sehen drei von ihnen im Kampfe mit fünf Vögeln dargestellt, und dabei ist zu lesen: „Hier gibt es kleine Menschen, welche keine fünf Faust Höhe haben und sich tapfer gegen die Kraniche wehren. Hier grenzt das Land des Herrschers von Kathai an.“ Die Historie vom Herzog Ernst, der sie Pigmanan nennt, schildert sie als „Leute, die nur zwei Ellbogen lang sind und nur von Vogeleiern leben.“

Eine besonders wichtige Rolle spielten, wie Peschel ausführlich nachweist, in der Erdkunde des Mittelalters die Ungethüme mit Hundeköpfen. Häufig hatten die altgriechischen und altrömischen Schriftsteller unter denselben nichts Anderes als Affen verstanden, nicht selten aber auch Menschen. Plinius meldet nach Aetias: „In den (indischen) Gebirgen sollen Menschen mit Hundeköpfen hausen, die sich in Thierfelle kleiden, keine Sprache besitzen, sondern wie Hunde bellen und sich auf diese Art unter einander verständlich machen. Ihre Zähne sind länger als Hundezähne, ihre Nägel wie die Klauen der Hunde nur größer und stumpfer. Sie bewohnen die Berghänge bis zum Indus herab. Schwarz von Farbe, sind sie doch keineswegs bözartig. Die Sprache der andern Inder, die mit ihnen verkehren, verstehen sie recht wohl, sie selbst aber können nicht antworten, sondern äußern, was sie wollen, durch Bellen und Zeichen mit den Händen und Fingern wie Taube und Stumme. Ihre Nahrung besteht in rohem Fleische. Die Inder nennen sie Kalystrioi.“ Man darf aber ein Geschlecht, das sich kleidet, die Sprache der Inder versteht, sich durch Geberden verständlich macht und sich vom Fleisch nährt, nicht für Affen halten, vielmehr waren diese Leute wahrscheinlich ein Rest der von den Ariern verdrängten schwarzen Urbevölkerung Indiens, deren vorstehende Kiefern an Hunde erinnerten, vielleicht Australneger.

Auch Marco Polo weiß von hundsköpfigen Menschen zu berichten. Dieselben bewohnten die im Norden von Java gelegenen Inseln Recuveram und Angaman. Die Inseln brächten rothe Sandelbäume, Kokosnüsse, Brasilien-

holz, Gewürze u. d. hervor, die Einwohner aber wären Heiden und wie wilde Bestien. „Alle Männer dieser Insel (Angaman) haben“, so erzählt der berühmte Italiener, „einen Kopf wie Hunde und Zähne und Augen wie Hunde; denn ich sage auch, sie gleichen alle den Köpfen von großen Fleischerhunden. Gewürze besitzen sie in Fülle. Es sind sehr grausame Leute; denn sie fressen Menschen, so viel sie deren habhaft werden können, wofern sie nicht ihres Stammes sind. Ihre Nahrung ist Milch und Fleisch aller Art.“ Martin Behaim setzt auf seinem Globus hinzu, sie äßen statt des Brotes Reis in Milch gekocht. Auch hier ist selbstverständlich nicht an Affen zu denken.

Wieder andere Hundeköpfige hausten nach den mittelalterlichen Geographen im Westen und im Innern Afrikas. Die Karte des Museum Vorgia aus dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts läßt sie im Süden jenes Welttheils wohnen, wegen der Sonnenhitze nackt einhergehen und einen König Namens Abichinibel haben. Dieselben kommen auch auf der Karte des Andria Bianco (1436) und auf der berühmten Weltkarte des spanischen Piloten Juan de la Cosa (1500) vor, auf welcher letzteren im Innern Afrikas neben dem Gebirge Gilebel eine menschliche Figur mit einem Hundekopfe thront, neben der eine Flagge mit dem Halbmonde des Islam den Glauben dieses Fürsten andeutet. Diese Hundeköpfigen sind aller Wahrscheinlichkeit nach ein Reflex derjenigen Menschen- oder Affenart, welche Herodot im äußersten Westen Lybiens neben den Menschen ohne Kopf wohnen läßt. Sie werden schon im Periplus des Hanno beschrieben, wo erzählt wird: „Endlich kamen wir an einen Meerbusen der das Horn des Südens heißt (der Golf von Scherboro an der Küste von Sierra Leone scheint gemeint). In diesem Meerbusen war eine Insel und darin eine Lagune, in welcher wieder ein Eiland war, auf dem sich wilde Menschen befanden. Die meisten waren Weiber mit dichtbehaarten Leibern, welche unsere Dolmetscher Gorgonen nannten. Wir konnten die Männer nicht einfangen, sie flüchteten sich in die Berge und vertheidigten sich hier mit Steinen. Was die Weiber betrifft, so ergriffen wir deren drei, welche aber die, welche sie fortführten, mit Beißen und Kraken verwundeten und ihnen nicht folgen wollten. Wir tödteten sie und zogen ihnen die Haut ab, welche wir nach Karthago brachten.“

Endlich kannte das Mittelalter auch im Norden Hundeköpfige Menschen. Es findet sich nämlich auf der Karte des Heinrich von Mainz unter der Bezeichnung Cynocephali ein Volk auf einer Halbinsel neben Dacia (Dänemark) und Russia, in welcher der Bicomte de Santarem, der beste Gewährsmann in der Kunde der alten Karten, Finnland erkennen will. Nun hat Heinrich Wuttke auf den Briefwechsel der Theologen Kimbert und Rantram aufmerksam gemacht, die im neunten Jahrhundert die Frage erörterten, ob die Hundeköpfigen

von dem ersten Elternpaare abstammten, und ob sie Gutes und Böses unterscheiden könnten. Die Kontroverse wurde noch delikater durch den Umstand, daß aus dieser Nation der Märtyrer Cristoforus hervorgegangen war. Daß hier von einem wirklichen Volke die Rede ist, bedarf kaum noch des Beweises, und Wuttke erkennt so ohne Zwang in den nordischen Hundeköpfen einen Stamm, der sich in Felle zu hüllen und die Schädelhaut der erlegten Bestie sich über den Kopf zu ziehen pflegte.

Anderere Mißgestalten der mittelalterlichen Erdkunde waren die Janesier, die Blemmyer und die Astomi, bei deren Beschreibung und geographischer Lokalisierung man sich gewöhnlich an Solinus hielt, der seinerseits die Naturgeschichte des Plinius ausgeschrieben hatte. Die Janesier finden sich auf einer Insel des kaspischen Meeres, und die Historie vom Herzog Ernst nennt sie Nachbarn der Arimaspen und beschreibt sie als „ein unzierliches Volk mit langen und großen Ohren, damit sie sich ganz bedecken.“ Die anonyme Abhandlung „De Monstris et Belluis“, die aus dem zehnten Jahrhundert stammt, meldet von ihnen: „In den östlichen Ländern gibt es Menschen, die fünfzehn Fuß Höhe erreichen sollen. Ihr Körper ist marmorweiß, und ihre Ohren sind so breit, daß sie sich des Nachts hineinwickeln. Sobald sie einen Menschen erblicken, suchen sie ihm mit gespitzten Ohren in die Wüste zu entfliehen.“ Die Blemmyen, Lemnien oder Aephali, die von Strabo an die Ufer des Erythraischen Meeres, von Plinius an die atlantische Küste Afrikas und von Andern an die Quellen des Nil versetzt werden, gehörten zu den Lieblingen der mittelalterlichen Kartenzeichner; denn diese Ungethüme besaßen keinen Kopf und hatten Augen und Mund auf der Brust. Eine Abbildung derselben befindet sich noch auf einer Karte des berühmten Sammelwerks Dr. Bry's, welches am Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien. Eine sentimentale Erfindung waren die Astomi, Menschen ohne Mund, die am obern Ganges umherwanderten und sich, da sie keiner Nahrung bedurften, mit dem Geruch von Blumen, Wurzeln und Obst begnügten. Entfernten sie sich weiter von ihrer Heimath, so steckten sie einen wilden Apfel zu sich, um sich von seinem Dufte zu nähren; denn jeder stärkere Geruch hätte sie getödtet. Indien und das glückliche Aethiopien, wo es nach Plinius „von Wundern wimmelte“, gebar endlich auch die Langlebenden, die ein Alter von 120 oder 200 Jahren erreichten, mit weißen Haaren zur Welt kamen und erst später brünett wurden, sowie deren Gegentheile, die auf Ceylon wohnenden Kurzlebenden, deren Weiber schon im fünften Jahre gebaren und das achte nicht erlebten.

Kein Mythos aber hat sich so unverwüßlich bis tief in das Mittelalter hinein erhalten, als der Glaube an einen Weiberstaat. Nach den meisten Geographen befand sich derselbe im Osten des schwarzen Meeres, wo es bis

nach China hin auf den alten Karten viel leeren Raum gab. Marco Polo fand auf dem Wege von Indien nach Arabien zwei Inseln, von denen die eine nur von Männern, die andere nur von Weibern bewohnt war, und die unter dem Episkopat von Sokotara standen. Auch Columbus glaubte, als er sich zur Rückfahrt nach der alten Welt anschickte, im caraischen Archipel eine nur von Weibern bewohnte Insel entdeckt zu haben. Seine Nachfolger, die spanischen Conquistadoren stießen an verschiedenen Orten auf Weiberstaaten, und der Reflex des alten Mythos haftet noch heute an dem größten Flusse der Welt, dem Amazonenstrom, dessen erster Befahrer, der Kapitän Drellana, hier Amazonen angetroffen haben wollte. Endlich wurden noch vor wenigen Jahrzehnten von einem französischen Reisenden in der Nähe von Schumla Amazonen entdeckt. In dem Dorfe Madara sollte nach demselben eine selbständige Gemeinde von etwa zweitausend Frauen und Mädchen bestehen — eine Fabel, die von pariser Journalen ganz ernsthaft berichtet wurde. „Solchen Widerstand,“ sagt Bessel hierzu, „vermag durch mehrere Jahrtausende den fortgeschrittenen Kenntnissen ein volksthümlicher und anziehender Irrthum zu leisten.“

Das ganze Mittelalter hindurch wußte man von einem Lande, welches den Stämmen Gog und Magog, die, nach dem Propheten Hesekiel am jüngsten Tage als Verwüster der Welt mitwirken sollten, zum Aufenthalt diente. Auch die arabische Phantasie hat sich damals viel mit diesen unheimlichen Völkern, die bei ihr Sadschudsch und Madschudsch heißen, beschäftigt. Nach dem Koran sind sie von der übrigen Menschheit durch eine vom jemenischen Welkeroberer Dulkarnein erbaute Mauer von Eisen geschieden, die von den Morgenländern in die Gegend von Derbend verlegt oder auch nördlich vom kaspischen Meere gesucht wurde, welches man sich als mit dem Ocean im Nordosten in Verbindung stehend, also nicht als Landsee, sondern als tiefen Golf vorstellte, obwohl schon Herodot, Aristoteles und Ptolemäos dessen wahre Beschaffenheit gekannt hatten.

Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts wurde der Araber Sallam zur Erkundigung in Betreff der Völker Gog und Magog nach den Gegenden nördlich von der Wolga und dem Kaspisee ausgesandt. Er kam mit einer Menge von Fabeln zurück, die noch zu Edrisis Zeiten Geltung hatten. Gog und Magog saßen nach ihm jenseits des Gebirgs Kokaja (vielleicht der Ural, vielleicht auch das vulkanische Himmelsgebirge, Thianschan), das, unzugänglich und mit Schnee bedeckt, jene Völker wie ein wohlthätiger Gürtel von der übrigen Welt absperrete. Selten kam jemand über diese vom Eis starrenden Alpen hinüber, und noch seltener kehrte jemand von drüben wieder zurück. Entweder zerrissen wilde Thiere den Neugierigen, oder er wurde von den Gog zum Gefangenen gemacht, die ihn in einen tiefen Fluß stürzten. Die Zurück-

gekehrten aber erzählten von furchtbaren Windstößen, die aus Geisterhöhlen hervorbrächen, und von großen Feuern, die sie jenseits der Berge bei Nacht wahrgenommen haben wollten. Der Viscomte de Santarem hat das Land Gog und Magog schon auf Karten des neunten und zehnten Jahrhunderts entdeckt. Eine der seltsamsten unter denselben ist die nach Massudi entworfene, welche Lelewel in das Jahr 947 n. Chr. setzt. Die bewohnte Erde ist hier in Gestalt eines Vogels dargestellt, welcher Schwanz und Flügel ausbreitet, so daß der linke Fittich die Gestalt Europas, der rechte die Asiens annimmt und die fächerartig ausgespannten Schwanzfedern den afrikanischen Continent vertreten. Das Land Tadschudsch (Gog) befindet sich dort im äußersten Nordosten von Europa. Ziemlich genau in die Mitte des zehnten Jahrhunderts fallen die Reisen des größten arabischen Geographen, des Scheichs Abu Ischak Ischahri, von dessen Karten uns einige erhalten sind. Derselbe besuchte u. A. auch den Kaspi-See und fand dabei, daß dieses Wasserbecken nicht mit dem Ocean zusammenhängt. Gog und Magog aber erwähnt er nur an einer einzigen Stelle, wo er sagt: „China grenzt im Osten und Norden an den Ocean, im Süden an die Länder des Islam und an Indien, im Westen aber, wenn wir Tadschudsch und Madschudsch und was hinter ihnen bis zum Meer liegt, zu diesem Reiche rechnen, an den Ocean.“ Diese Aeußerung deutet auf ein nördliches Grenzland des asiatischen Continents, welches etwa da liegt, wo wir auf den heutigen Karten Kamdschatka finden. Ganz an das äußerste Nordende werden die beiden gefährlichen Völkerschaften von dem kairnischen Astronomen Abul Hassan Ali Ibn Yunis († 1008) verwiesen, und zwar unterscheidet dieser zwischen den Tadschudsch und den Madschudsch in der Weise, daß er die ersteren um 2 Grad westlicher und 20 Grad südlicher wohnen läßt als die letzteren. Auch auf dem Erdkreis des Edrissi, der aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stammt, liegt das Land der Madschudsch erheblich weiter nördlich als das der Tadschudsch.

Ob die Araber ihre Kenntnisse von diesen Völkern aus der Hand der Franken empfangen haben, oder ob das Umgekehrte der Fall war, läßt sich nicht sagen. Doch ist wahrscheinlich, daß das Abendland die Sage von den Arabern entliehen hat. Dann aber muß es in hohem Grade überraschen, den beiden Stämmen schon auf einer angelsächsischen Karte oder aus dem zehnten Jahrhunderte zu begegnen und zwar auf einer Halbinsel, die sich zwischen dem schwarzen Meere und dem nach Norden sich öffnenden Meerbusen befindet, als welcher hier der Kaspi-See aufgefaßt ist. Alle andern mittelalterlichen Kartenzeichner hielten die gefürchteten Horden dem Abendlande weiter vom Leibe, sie schafften dieses lebendige Memento des jüngsten Gerichts so weit nach Nordosten als möglich. „Je tiefer nach Asien hinein die Bekanntschaft und

der Verkehr sich erstreckte," sagt Peschel, „je weiter in das unbekannte östliche Weltmeer der asiatische Kontinent hinauswuchs, um so mehr entfloß auch der Mythos, er rückte gleichsam gleichen Schrittes mit den Grenzen der Welt weiter, und bald lag zwischen dem Alexanderthor bei Derbend und den eingeschlossenen Völkern Gog und Magog die ganze asiatische Längenausdehnung in der Mitte.“ Auch Marco Polo hat sich auf seinen Reisen nach den fabelhaften Stämmen erkundigt und berichtet, daß sie zwei verschiedene Völkerracen im Reiche Tenduk seien und von den Eigebornen Ung und Mongul genannt würden. Zieht man sieben Tagereisen von da westlich, so erreiche man Kathai. Diese Angabe führt uns dem Hoangho und der chinesischen Mauer sehr nahe. Die einzige Karte, welche dieselbe benutzt hat, ist die des Palastes Pitti, welche aus dem Jahre 1447 datirt. Vom kaspischen See streicht auf ihr bis an die Ostküste Chinas ein mächtiger Gebirgszug hin. Derselbe trägt drei kleinere Thürme und ein befestigtes Thor, so daß er fast wie ein Wall aussieht. Bei den dauernden Handelsverbindungen der Italiener mit China würde eine Hindeutung auf die chinesische Mauer nicht befremden, obwohl weder der Bericht des Marco Polo noch das Itinerarium des Balducci dieselbe erwähnen. Im Süden jenes Walles kannte der Zeichner jener Karte Kathai, Kambalu, die Residenz des Großkhans und Sine. Südlich vom Wall, aber westlich von Kathai wohnen nach ihm die Völker Gog; nördlich von jenem, aber immer noch weiter westlich als Kathai hausen die Stämme Magog. Da der berühmte Wall somit die beiden Nationen trennt, so scheint der italienische Geograph dieselbe Ansicht wie Edrifi gehegt zu haben, der die Madschudsch, die beiläufig bei ihm Zwerge von nur 27 Zoll Länge sind, in ein viel rauheres Klima verlegt als die Tadschudsch.

Wir folgen den Betrachtungen Peschels in diesem Abschnitte noch zu der Fabel vom Magnetberge. Derselbe spielt bekanntlich in dem Märchen von Tausend und eine Nacht eine Rolle. Wehe dem Schiffe, das in seine Nähe gerieth! Es konnte nicht mehr zurück, und zuletzt entriß die magnetische Kraft ihm Nägel, Klammern und alles Eisenwerk, so daß Breter und Balken sich lösten und die Wellen über den Trümmern zusammenschlugen. Auch der Held der wiederholt schon erwähnten Historie vom Herzog Ernst entrannt diesem Abenteuer nicht, und als die Schiffsmannschaft in der Ferne den unheimlichen Berg erblickte und ringsumher einen Gürtel zertrümmerter Masten und Balken treiben sah, blieb ihr nur noch Zeit, das Sakrament zu empfangen. „Zwischen näherte sich ihr Kiel und Schiff je länger desto mehr der Todesstätte und ward von dem Magneten, der da Kraft hat, Eisen anzuziehen, gefaßt, gefangen und behalten. Denn daselbst ging des Magneten Schein und Flamme aus dem Wasser, davon ihr altes Schiff entzweibrach und mit ihnen auf den

Sand lief, der viel schädlicher ist als das Wasser des Meeres.“ Daß der Magnet scheint und flammt, darf nicht befremden; denn es ist hier nicht von einem eigentlichen Magneten, sondern von einem Diamanten die Rede, dem das Mittelalter ebenfalls die Eigenschaft zuschrieb, Eisen an sich zu ziehen, ja der dieselbe in höherem Grade besitzen sollte als der Magnet.

Bei dieser Bedrohung der Schifffahrt leisteten die mittelalterlichen Geographen dem Seehandel einen großen Dienst, wenn sie den gefährlichen Berg zu lokalisieren verstanden, und in dieser Beziehung sollte man meinen, derselbe müßte, da unsere Magnetaedeln nach Norden weisen, in den arktischen Gegenden gesucht worden sein. Aber im Mittelalter fixirte man ihn vielmehr im tiefen Süden. Albertus Magnus erklärt den Umstand, daß aus den unter dem Aequator liegenden Ländern deswegen nie ein lebendes Wesen in die andere Welt gekommen sei, damit, daß vielleicht „eine magnetische Kraft“ sie zurückhalte, wobei daran zu erinnern ist, daß es im Mittelalter fabelhafte Magneten gab, die Gold, Silber und — Fleisch anzogen. Die Araber aber versetzen den gefährlichen Felsen an die Ostküste Afrikas. Abulfeda sagt: „Westlich von Melinda liegt der Altherany, ein Berg, der den Reisenden wohl bekannt ist. Er tritt in einer Entfernung von hundert Meilen in das Meer hinaus und erstreckt sich landeinwärts gegen Süden fünfzig Meilen. Unter andern Merkwürdigkeiten findet sich auf seinem Rücken am Lande ein Eisenbergwerk und auf dem Vorgebirge in der See eine Magnetgrube.“ Edrissi ferner nennt den Berg Murukein und berichtet, daß kein Schiff mit eisernen Nägeln an ihm vorüberfahren könne, ohne von ihm angezogen zu werden und hängen zu bleiben. Die Fabel von dem Magnetberge ist aber älter als die genannten arabischen Geographen. Salladios, ein griechischer Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, gedenkt seiner bereits und versetzt ihn auf eine der „tausend Inseln“ des indischen Oceans, und Ptolemäos weist ihm seine Stelle in der Nähe der Satyrinseln, also auf der Straße zwischen Indien und seinem unbekanntem Welttheile an und berichtet, daß die Indiensfahrer seiner Zeit aus Furcht vor ihm an ihren Schiffen kein Eisen litten. Endlich hat sich die Sage vom Magnetberge auch in China gefunden. Sosung, ein Autor, der in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung schrieb, beruft sich auf ein älteres einheimisches Werk, in welchem es heißt: „An den Vorgebirgen und Landzungen des Tschanghai (des südlichen Meeres bei Tonkin und Cochinchina) gibt es Untiefen und Magnetsteine in solcher Menge, daß, wenn die großen fremden Schiffe, die mit Eisenplatten beschlagen sind, sich nähern, sie davon angezogen werden und niemals über diese Stellen hinweg kommen.“ Ist die Sage ursprünglich in China heimisch gewesen und dann von Hasen zu Hasen weiter gewandert, bis sie nach Alexandrien kam, fragt Beschel, oder ist

sie umgekehrt, da die Araber sie aus dem Ptolemäos geschöpft haben, von diesen im neunten Jahrhundert nach China gebracht worden?

Wir sind aber damit noch nicht an das Ende der Geschichten vom Magnetberge gelangt. Im sechzehnten Jahrhundert erscheint er plötzlich an einer ganz anderen Stelle. Auf der Weltkarte des Johannes Ruysch, welche der 1508 erschienenen Ausgabe der zwölf ptolemäischen Tafeln als erstes Blatt beigegeben ist, beginnt der arktische Ocean unter 70 Grad nördlicher Breite. Unter dem 80. Grad aber erscheint eine Kette von 18 gleichgestalteten Inseln, innerhalb des von diesen gebildeten Kreises liegen unter dem 85. Grade wieder vier größere, von denen die eine die Aufschrift Hyperborei, die andere die Bezeichnung Krumphei hat, während die beiden andern als „insulae desertae“ bezeichnet sind; nördlich von diesen, unmittelbar am Pole, befindet sich eine letzte Tafel, bei der bemerkt ist, daß „unter dem arktischen Pole ein Felsen aus Magnetstein liegt, der 33 deutsche Meilen im Umfang hat und vom Bernsteinmeer bespült ist.“ Zwischen jenem ersten Gürtel von Eilanden und Grönland welches auf der Karte die Nordostspitze von Asien bildet, liest man: „Hier fängt das Bernsteinmeer an. Der Schiffskompaß bleibt hier nicht mehr fest, und Fahrzeuge, die Eisen an sich haben, können nicht mehr zurück.“ Daß dieser neuen Gestalt der Fabel andere Motive zu Grunde liegen, und daß man sich die seltsamen Eigenschaften der Magnetnadel durch das Vorhandensein eines idealen Magneten am Nordpole erklären wollte, bedarf, wie Peschel bemerkt, wohl keiner weiteren Beweisführung.

---

## Die Sommeression des bayrischen Landtages.

In den Tagen vom 2. bis 14. Juli hat der bayrische Landtag eine kurze Session gehalten, die kürzeste seit jener von 1869, wo er wegen des Nichtzustandekommens der Präsidentenwahl wieder auseinander gehen mußte. Aber nicht solche Uneinigkeit war diesmal der Grund seiner kurzen Lebensdauer, sondern im Gegentheil die bei ihm sonst sehr seltene Einmüthigkeit im Ernst der Arbeit und in dem Bestreben, bald wieder daheim zu sein. War allerdings auch das Militärbudget für das Jahr 1877 zunächst die einzige und hauptsächlichste ihm gegebene Aufgabe, so hätte es nach früheren Gewohnheiten der Gemächlichkeit und Gemüthlichkeit doch leicht möglich sein können, daß Tage und Wochen langsam und ohne Spuren energischer Thätigkeit hingegangen wären. Allein diesmal genügte wirklich eine etwas scharfe Stimulirung von